

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 4

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

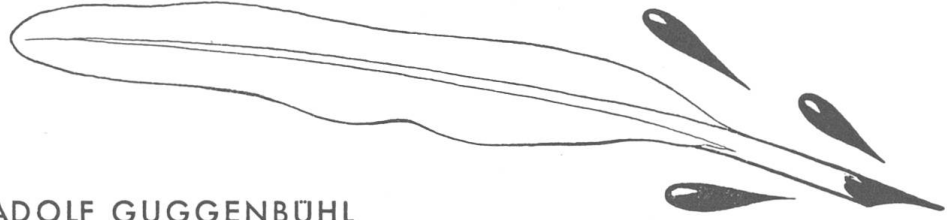
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Warum die Selbständigerwerbenden aus der Politik verschwinden

VON insgesamt 176 Kandidaten, die sich bei der letzten Wahl um die 33 Sitze beworben haben, die der Wahlkreis Bern-Stadt für den Großen Rat zu vergeben hatte, waren nur 26 Selbständigerwerbende und nur 16 Angehörige der freien Berufe. Alle andern waren Funktionäre, das heißt Beamte und Angestellte von Bund und Gemeinden, Partei-, Gewerkschafts- und Verbandsfunktionäre sowie Lehrer. Bei der sozialdemokratischen Partei gehören volle 80 % zu dieser Kategorie, bei der Katholischen Volkspartei 62 %, bei den Freisinnigen 54 %.

Diese Statistik ist charakteristisch. Trotz dem allgemeinen Wahlrecht bilden unsere kantonalen und eidgenössischen Parlamente immer weniger einen Spiegel des Volkes.

Der Hauptgrund dieser unerfreulichen Erscheinung ist ganz einfacher Natur. Er liegt darin, daß die Taggelder ungenügend sind.

Für Beamte und Funktionäre, die ohnehin ihr festes Salär haben, spielt die Höhe der Taggelder keine große Rolle. Auch wenn es bescheiden ist, bildet es einen willkommenen Zuschuß, den man der Gattin nicht abgeben muß. Für alle Freierwerbenden aber ist die finanzielle Belastung, die durch den Einnahmenausfall entsteht,

so groß, daß die allermeisten dieses Opfer nicht leisten können.

Das gleiche gilt für die kantonalen und eidgenössischen Kommissionen. Das Taggeld bei einer eidgenössischen Kommission beträgt in der Regel Fr. 29.40. Dazu kommen noch Auslagen für das Bahnbillett, nicht aber irgendwelche Spesenvergütungen. Man mutet also zum mindesten den auswärtigen Mitgliedern zu, fast unentgeltlich zu arbeiten.

Unsere Demokratie sollte realistisch genug sein, um zu erkennen, daß der alte Begriff des Ehrenamtes überlebt ist. Gewiß wird man auch heute noch in kleinern Gemeinden Bürger finden, die gern ehrenamtlich tätig sind. Warum? Dort bringt das Ehrenamt dem Träger wirklich Ehre. In größern Verhältnissen aber, wo sich solche Tätigkeiten anonym abspielen, kommt der Ehrgeiz in der Regel nicht mehr auf seine Rechnung.

Nun handelt es sich darum, aus dieser neuen Lage die Schlußfolgerungen zu ziehen und die Taggelder so zu bemessen, daß zum mindesten ein Tageseinkommen herausausschaut, das demjenigen eines Plättllegers entspricht.

Wenn man Angst vor den entstehenden Mehrausgaben hat, so soll man die Kommissionen kleiner machen. Sieben Personen leisten ohnehin mehr als dreizehn. Im übrigen bin ich überzeugt, daß bei einer bessern Honorierung der Ehrenämter viel intensiver gearbeitet würde. Ungenügende Bezahlung hat noch nie rentiert.

Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen

Ein großer Friedhof in einer schweizerischen Stadt besitzt fünf Eingänge. Aus Bequemlichkeit der Verwaltung bleiben aber immer außer dem Hauptportal alle Tore geschlossen, und zwar sonntags wie werktags. Die Besucher müssen also einen bedeutenden Umweg machen, wenn der geöffnete Eingang nicht zufällig an ihrem Wege liegt.

Dieser Zustand dauert schon mehrere Jahre. Eines Tages taucht nun ein Friedhofbesucher auf, der sich über diese Hinwegsetzung über die Interessen des Publikums empört. Er reklamiert bei einem herumstehenden Gärtner. Wie ihm dieser keine befriedigende Erklärung geben kann, sucht er den Friedhofvorsteher auf, und es kommt zu einer erregten Auseinandersetzung in Anwesenheit einiger schwarzgekleideter Leidtragender, die diesen Auftritt an einer solchen Stätte höchst peinlich finden.

Da unser Michael Kohlhaas ein Miniatur keinen Erfolg hat, wendet er sich mit einem langen Brief an das Bestattungswesen. Da das «Wesen» die Epistel nicht beantwortet, sondern sie in irgendeiner Schublade verschwinden läßt, wird ein zweiter fulminanter Brief abgeschickt, diesmal eingeschrieben und an den zuständigen Stadtrat persönlich adressiert.

Und siehe da, plötzlich kommt die Weisung, es seien in den Friedhöfen von nun an täglich alle Zugänge dem Publikum zu öffnen.

Solche kleine Freiheitskämpfer sind unerlässlich, soll die Demokratie nicht in eine Bürokratie ausarten. Nur wenn es genug einzelne Bürger gibt, welche die undankbare Aufgabe übernehmen, ständig gegen die Übergriffe der Verwaltung zu kämpfen, bleibt die Freiheit und Würde des Menschen erhalten.

Unvernünftige Vernunft

«Im alten Winterthur war die vornehmste Gesellschaft die Herrenzunft ge-

wesen. Das stattliche Vermögen, das sie besessen, war in den politischen Wirren und kriegerischen Brandschatzungen um 1800 zum großen Teil verloren gegangen. Aber ein ansehnlicher Rest war doch in unsere Zeit gerettet worden. Seine Zinsen wurden dazu verwendet, Winterthurs Honoratioren alljährlich im Herbst zu einem fröhlichen und wenn auch nicht üppigen, so doch recht annehmbaren Mahle zu vereinigen. Berechtigt zur Mitgliedschaft, die man mit einem geringen Einstandsgeld erwarb und mit dem jährlichen Beitrag von einem Franken unterhielt, waren die Mitglieder der kantonalen und städtischen Behörden, die Geistlichen und Doktoren aller Fakultäten im Bezirk; auch sah man regelmäßig an den Abenden Bauern, die Land aus dem Grundbesitz der ehemaligen Schloßherrschaften des Bezirkes innehatten. Das Essen fand zu meiner Zeit im Gasthof zum «Löwen» statt, der durch seine vortreffliche Küche bekannt war. Präsident war lange Jahre Pfarrer und Dekan Herold, der es verstand, durch launige Tischreden die fröhliche Geselligkeit in Fluß zu bringen. Das Hauptgericht bestand vorschriftsmäßig aus Hühnern, und als leckere Wappenzeichen sah man an den Winkeln und Enden der hufeisenförmigen Tafel große Hühner aus Nougat. Sie wurden gegen Ende des Essens zerlegt. Jeder nahm ein Stück an sich und brachte es, sauber in weißes Papier eingewickelt, seiner Frau nach Hause mit, deren Bedenklichkeit er durch den süßen Bhaltis beschwichtigte, wenn sie fand, er röche gar zu beizend nach Wein und Tabak und sei überhaupt ein bißchen spät nach Hause gekommen.

Ich habe das Hühnermahl, gegen das aus Nützlichkeitsgründen später ebenfalls Sturm gelaufen wurde, immer als eine sehr zweckmäßige und willkommene Gelegenheit betrachtet, gebildete Männer aus verschiedenen Berufen, Gesellschaftsschichten und Parteien zu zwangloser Unterhaltung zusammenzubringen. Man darf den Wert solcher Veranstaltungen nicht unterschätzen. Stehen sie auch nicht im Dienst eines unmittelbar gemeinnützi-

gen, politischen oder wissenschaftlichen Anlasses, so ist der Nutzen, den sie stiften, oft erheblich größer als der der Zweckgesellschaften, gerade weil sie durch ihr zwecklos geselliges Wesen eher geeignet sind, die Gemüter aufzuschließen und Rede und Gegenrede zu wecken. Oft genug trägt ja im Leben das Zwecklose reichere Früchte als die sorgsam ausgeklügelte Absicht.»

Aus Emil Ermatinger, «Jahre des Wirkens», Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Viele solcher Bräuche, wie das Wintertürer-Hühnermahl, sind einem allzu vernünftigen und deshalb unvernünftigen Zeitgeist zum Opfer gefallen. Sie heute wieder einzuführen, ist sehr schwierig. Man hat Angst, die «arbeitenden Massen» würden solche Dinge nicht verstehen. Nichts entgiftet die Atmosphäre aber besser als ein gemeinsames Mahl. Wer deshalb im Interesse einer «sauberen Demokratie» dagegen kämpft, daß unsere zahllosen Kommissionen nach getaner Arbeit gelegentlich auf Kosten der Steuerzahler sich einen kleinen Festschmaus leisten, tut dieser Demokratie einen schlechten Dienst.

Unerwünschte Reklame

«Wir appellieren deshalb erneut an das Pflichtbewußtsein und die Disziplin jedes Einzelnen.»

Aus einem Inserat eines staatlichen Elektrizitätswerkes.

Die Reklame ist aus dem heutigen Leben nicht mehr wegzudenken. Wo wir gehen und stehen, rufen uns Plakate, Inserate, Prospekte zu, was wir essen und trinken, wie wir uns kleiden, wo wir unsere Ferien zubringen sollen.

Wir wissen, die Firmen preisen ihre Waren nur zum kleinsten Teil aus Menschenliebe an. Sie wollen verkaufen, um Geld zu verdienen, um ihren Betrieb aufrechterhalten zu können. Absatz aber ist auf die Dauer nur möglich, wenn auch der Käufer auf seine Rechnung kommt. Alle

privatwirtschaftliche Werbung appelliert deshalb an das Interesse des Konsumenten. Infolgedessen wirkt die Propaganda auf uns, die Käufer, sehr anregend.

Die staatliche Propaganda, wie sie während des Krieges aufkam, hat meistens einen grundsätzlich andern Charakter. Sie appelliert nicht an das Interesse, an den Egoismus, sondern im Gegenteil an das Pflichtgefühl. «Das Vaterland ist in Gefahr, melde Dich deshalb zum FHD, zeichne Wehranleihen zu einem niedrigen Zinsfuß, bewahre Papier- und Stoffresten für die Altstoff-Sammlung auf.»

Aktivierung der Opferbereitschaft durch Werbung ist in Zeiten der Not unerlässlich. Aber «à la guerre comme à la guerre» und «à la paix comme à la paix». Manches, was im Krieg am Platze ist, wirkt im Frieden deplaciert. Vor allem dort, wo der Staat nicht Ordnungsmacht, sondern Geschäftsinhaber ist, also Waren oder Dienste verkauft, genau wie ein Privater, ist es höchst peinlich, wenn er seine Werbung ständig mit einem Appell an die höchsten Gefühle verbindet.

Wenn aus irgendeinem Grund der elektrische Strom nicht ausreicht, so möge man das uns kurz und sachlich mitteilen und damit basta, aber man verschone uns mit Tiraden, als gehe es bei diesen Einschränkungen um die letzten Grundlagen der Eidgenossenschaft. Man schreibe nicht: «Die Versorgungslage ist äußerst ernst», nur weil die elektrischen Öfen und Boiler einige Zeit nicht bedient werden können. Man verschone uns vor allem mit Appellen an die Ehre, die Disziplin und das Pflichtgefühl, wenn es nur darum geht, sich mit einer gewissen Knappheit abzufinden.

Ebenso peinlich wirken diese hochtrabenden Worte, wenn es sich darum handelt, eine gewisse Überproduktion an den Mann zu bringen. Man soll in solchen Fällen die Preise ermäßigen, dann steigt der Absatz von selbst. Es ist aber eine Geschmacklosigkeit, wenn sozusagen Wilhelm Tell mobilisiert wird, um übergroße Lagerbestände an Kartoffeln oder Sauerkraut abzusetzen.

Pro senectute

*Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl,
welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war,
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem
gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsam
er Küster ...*

Kürzlich ist mir dieses lederne Gedicht wieder unter die Augen gekommen. In meiner Jugend wurde es noch in der Schule gelesen. Damals schien mir dieses poetische Erzeugnis des alten Voß nur langweilig. Heute glaube ich, daß es auch schädlich war.

Der Lehrer, dessen Geburtstag in Hexametern beschrieben wird (eine Postille ist ein Gebetbuch), ist nämlich erst 70 Jahre alt. Wieso in aller Welt kommt man dazu, einen 70jährigen Herrn als Mummelgreis darzustellen?

Diese falsche Vorstellung vom Alter ist leider bei uns bis auf den heutigen Tag vorherrschend. Es leben in unserm Land über 600 000 Männer und Frauen, die über 60 Jahre alt sind, das sind rund 15 Prozent der Bevölkerung. Es fehlt also nicht an Anschauungsmaterial, und doch haben die restlichen 85 Prozent in dieser Beziehung vollkommen verkehrte Ansichten. Das hat nicht nur zur Folge, daß die ältere Generation falsch behandelt wird, sondern auch, daß die alten Leute selbst veranlaßt werden, ihrem eigentlichen Wesen Gewalt anzutun. Wir alle spielen ja in viel höherem Maße, als wir glauben, auf der Bühne des Lebens jene Rolle, die man von uns erwartet.

Ich möchte nicht zu jenen Schwindlern aus Dollarien gehören, die alle Lebensschwierigkeiten dadurch wegzaubern, indem sie ganz einfach anraten, die Augen zu schließen. Ein 60jähriger Mann ist kein

Jüngling. Life begins not at forty. Das Leben beginnt nicht mit 40, 50 oder gar 60 Jahren, wie uns gewisse buchhändlerisch sehr erfolgreiche Demagogen einreden wollen. Das Leben beginnt bei der Geburt. Aber es endet auch nicht mit 60 Jahren, sondern mit dem Tod, und bis zum letzten Atemzug ist es sinnvoll wie vom ersten Tage an.

Nein, schon ein fünfzigjähriger Mann ist kein Jüngling mehr, und wenn in unsern Territorialbataillonen und bewaffneten HD-Kompanien einzelne Kommandanten glaubten, sie befehligten eine Stoßtruppe, so war das nichts anderes als eine Illusion. Sicher wären diese Fünfzigjährigen einem Gegner gewachsen gewesen — unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß dieser ebenfalls aus ältern Jahrgängen bestanden hätte. Im andern Fall wäre es nötig gewesen, vor Beginn des Nahkampfes dem Feind zuzurufen: «Entschuldige einen Augenblick, ich muß zuerst verschnaufen!»

Die Vorstellung vom sturmtruppfähigen ältern Soldaten war unrichtig, aber noch unrichtiger ist die allgemein verbreitete Vorstellung, beim Überschreiten einer gewissen Altersgrenze verwandle sich der Mensch in ein grundsätzlich anderes Wesen.

Ein entfernter Bekannter von mir im Alter von 78 Jahren gab bekannt, er wolle sich wieder verheiraten. Seine Braut, die ebenfalls vor einiger Zeit ihren Gatten verloren hatte, war eine 72jährige Witwe. Die Reaktion der Verwandten und Bekannten war charakteristisch: spöttisches oder mitleidiges Lächeln, auf jeden Fall aber allgemeines Staunen. Ganz ohne Grund. Jeder, der Menschen ohne Vorurteil betrachtet, muß erkennen, daß der Liebe, wie jedem elementaren menschlichen Gefühl, im Leben eines 75jährigen genau dieselbe Bedeutung zukommt wie im Leben eines 20jährigen.

Wenn ein Greis ein junges Mädchen heiratet, ist wohl mit Recht Grund zur Beunruhigung da. Wenn aber ein älterer Mann eine Ehe mit einer ältern Frau eingeht, so ist das vollkommen in Ordnung.

Wir lassen es in unserm Lande den alten Leuten gegenüber nicht an Ehrfurcht

fehlen, aber wir tun ihnen dadurch Unrecht, daß wir sie auch dann, wenn sie noch bei voller Gesundheit sind, bereits als Halbtote betrachten.

Warum die Frauen Geburts- und Todesanzeigen lesen

MAN sprach von einem sehr erfolgreichen Best-Seller. Die meisten der Anwesenden machten sich lustig über die banale Liebesgeschichte; aber fast alle hatten das Buch gelesen.

«Großmama», sagte die zwanzigjährige Enkelin, «warum eigentlich willst du diesen Roman nicht lesen, und warum besuchst du nie Unterhaltungsfilme?»

Die alte Frau, die für ihre Schlagfertigkeit bekannt war, antwortete: «Das ist sehr einfach. Das „Tagblatt“ genügt mir vollständig. Ich lese dort jeden Morgen die Eheverkündigungen, Geburts- und Todesanzeigen, und etwas anderes enthalten diese erfolgreichen Bücher und Filme schließlich auch nicht.»

Die Entgegnung ist durchaus nicht so überspitzt, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es gibt nur wenige Frauen, welche nicht mit allergrößtem Interesse immer und immer wieder diese Rubriken von A bis Z lesen, auch wenn es sich um gänzlich unbekannte Personen handelt.

Die Männer pflegen diese Gewohnheit zu bespötteln; aber sie sind, wie immer, wenn sie an der weiblichen Eigenart Kritik üben, im Unrecht.

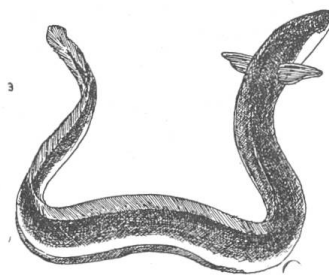
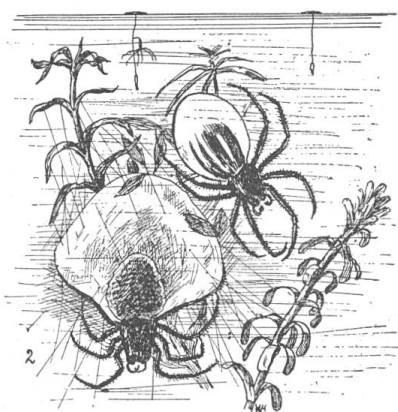
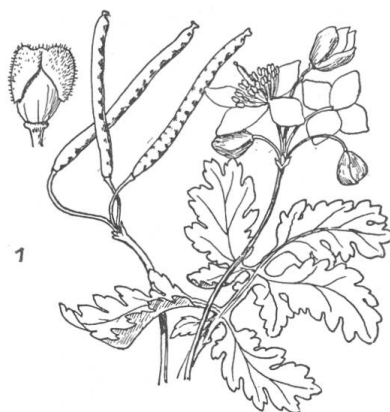
Diese Zeitungslektüre hat nämlich einen tiefern Sinn. Es ist den Frauen ein Bedürfnis, sich jeden Tag aufs neue die Urphänomene in Erinnerung zu rufen, die zum Menschenleben gehören:

«Aus Hochzeits-, Tauf- und Grabgeläut mischt sich der Klang des Lebens.»

Wer — wie die meisten Männer — sich nicht ständig die Tatsache der Geburt, der Liebe und des Todes vor Augen hält, ist in Gefahr, den richtigen Maßstab für das Leben des Menschen zu verlieren.

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



Antworten siehe Seite 70